

Aus Briefen Scharnhorsts.

Von den Briefen Scharnhorsts waren bisher nur verhältnismäßig wenig veröffentlicht, und so kann Karl Linnebach in seiner Ausgabe des Briefwechsels Scharnhorsts, deren ersten, die Privatbriefe umfassenden Band der Verlag von Georg Müller in München demnächst erscheinen lassen wird, eine reiche Fülle noch unbekannter Briefe des großen Strategen zur Mitteilung bringen.

Es sind keine „literarischen“ Briefe. Scharnhorst war kein Meister der Sprache, wie etwa Gneisenau oder Clausewitz; seinen Briefen fehlt, wie der Herausgeber bemerkt, alles Glänzende, Witzige und Unterhaltende, die leichte Beweglichkeit, das Spiel der Phantasie. Sie entschädigen uns aber dafür durch innere Gediegenheit und edle Schlichtheit. Als Kind seiner Zeit wird er in dem Geiste erkennbar, der z. B. in seinem Briefe an den Obersten von Tempelhof in Berlin vom 27. Januar 1793 zu spüren ist: „In 20 Jahren, hoffe ich, werden die höheren Stände schon gebildeter und billiger denken. . . . Dagegen halte ich es für Pflicht, wo man kann, den höheren Ständen in Gesellschaften ihre schlechte Denkart, ihre Ungerechtigkeiten vorzuhalten und ihnen zu zeigen, daß dies nicht mehr so in der Folge bestehen kann. Ich habe dieses freimütig getan; denn diese zum Teil argen Menschen verführen überdies noch die Fürsten und stehen der menschlichen Glückseligkeit dadurch auf mancherlei Art im Wege.“

Die Zeit war nicht danach angehen, Scharnhorsts ideale Wünsche zur Wirklichkeit werden zu lassen. Den tatkräftigen Mann ergriff beim Anblicke des Zeitammers mehr und mehr tiefer Nihilismus. Als sein in Halle studierender Sohn Wilhelm im Jahre 1805 ihm gegenüber geäußert hatte, wenn alles „über und über ginge“, könne er sich nicht enthalten mitzufechten, da mußte ihm der Vater schreiben: „Dies macht Deinem Rute und Deinem Patriotismus Ehre. Lerne aber, mein Sohn, diese Tugenden früh bestiegen. Sie haben mir von jeher, und vorzüglich auch in diesem Augenblicke, mehr Kummer als irgend ein Lafter gemacht. Uebrigens wünsche ich nicht, daß Du jemals als Soldat auftrittst; schmerzlich würde ich die hier Befriedigung finden. Den Franzosen würdest Du nicht dienen, und die übrigen Armeen befinden sich größtenteils in solchen Verhältnissen, daß auch bei ihnen in der Zukunft wenige Ehre zu ernten ist. Alter, Schwäche, Untätigkeit, Unwissenheit und Unmut auf der einen Seite, Tätigkeit und Entschlossenheit auf der anderen.“

Schon das nächste Jahr sollte Scharnhorsts trübste Ahnungen bestätigen. Er erlebte den Zusammenbruch des preussischen Staates bei Jena-Auerstädt mit und er empfand als ein Glied, daß er die Ehre der deutschen Waffen durch seine Teilnahme an Blüchers kühnem Rückzuge retten konnte. Damals lernte er diesen Mann würdigen, vor dem er dann in der entscheidenden Stunde des Jahres 1813 beschließen zurückzutreten ist. Nach den Tagen von Lützen schrieb er seiner Tochter über Blücher: „Nie hat eine größere und innigere Freundschaft und Zutrauen stattgefunden, als zwischen diesem draven, mühevollen Mann und mir. Wir allein waren immer gutes Rute, wenn die Not am höchsten war; nie war eine Differenz der Meinung zwischen uns, nie verschiedene Gefühle; wir waren eine Seele, ein Gedanke, ein Entschluß. Die Tage, die ich bei ihm gewesen, waren mühsam und fatigant (ermüdend) für mich, aber mir merkwürdig, so lange ich leben werde.“

Es folgte die Zeit seines großen Reorganisationswerkes. Die ganze Bitterkeit seines Herzens schüttete er einmal im März 1812 in einer Aufzeichnung „an Freunde“ (vielleicht Gneisenau und Boyen) aus: „Mit wehmütigem Herzen näherte ich mich Ihnen, um mit Ihnen zu trauern über das Schicksal der deutschen Völker. Nichts hält jetzt den großen Gang der Weltbegebenheiten auf. . . . Unsere Regenten kennen keine Ruhmbegehrde; sie wurden von Schulmeistern und Stockoperatoren gebildet; unsere Großen kennen keine Rittertugend, wollen bloß die Welt genießen. Die Gefühle und der Geist der höheren Stände bezeichnen eher den Sklaven als den freien hochgeborenen Deutschen.“

Alle Bitterkeit aber, aller Unmut waren vergessen, als endlich, nicht zum geringen Teile dank seiner unausgesehenen Wirksamkeit, die Stunde der Tat schlug. Unter ungezählten Widrigkeiten schuf er Preußens neues Heer. Am 19. März 1813 schildert er selbst in einem Briefe an seine Tochter mit kurzen, markigen Worten seine Wirksamkeit: „Ich habe mit unbeschreiblicher Anstrengung für König und Vaterland gearbeitet, ich habe mein vornehmstes Augenmerk auf die Belebung des Geistes gewandt, und durch die Herbeiziehung und Enthufiasmierung der jungen Männer meinen Zweck erhalten und so das Interesse aller Familien an den Krieg geteilt. . . . Alles ist im Fortschreiten, nun gehe ich gegen den Feind; ich habe die Gelegenheit, auf die Operationen einen ent-

scheidenden Einfluß zu haben, die unzähligen Schwierigkeiten des Fortganges derselben zum Teil zu heben, wenigstens viel Gutes zu stiften.“

Die Bemerkungen, auf die er bei der Erfüllung dieser Aufgabe stieß, waren freilich schier unerträglich. „Ich ärgere mich unaufhörlich — so schrieb er der Tochter am 2. April — über die Unwissenheit und Schleichheit, welche aber dagegen durch den guten Geist, der im allgemeinen herrscht, wieder erquickt.“ Trafen ihn schon die vielen Fehler, die von seinen Verbündeten gemacht wurden, als schwere Schläge, so verzehrte sich dieser Feuergeist dann vollends, als er vernahm, ohnmächtig auf dem Krankenbette lag und den Dingen untätig zuschauen mußte, die er, wie er fühlte, hätte meistern können. Damals schrieb er aus Braim am 21. Mai 1813 an seine Tochter jenen Brief, der wohl den tiefsten Einblick in die Tragik dieses Lebens eröffnet:

„Ich will nicht von der ganzen Welt; was mir wert ist, gibt sie mir ohnehin nicht. . . . Mir ist eine Stelle, wenn ich hergestellt bin, bestimmt. Eine sonderbare. Mir ist das aber gleichgültig. Könnte ich das Ganze kommandieren, so wäre mir daran viel gelegen, ich halte mich in aller Verlegenheit ganz dazu fähig. Da ich das aber nicht kann, so ist mir alles gleich. . . . An Distinktionen ist mir nichts gelegen; da ich die nicht erhalte, welche ich verdiene, so ist mir jede andere eine Beleidigung und ich würde mich betrachten, wenn ich anders dächte. Alle 7 Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages. Daß dies, was ich hier schreibe, ganz meinem Wesen zuwider, daß ich nichts verlange, nie mich unzufrieden äußerte und jetzt so ganz anders Dir schreibe, wird Dich befremden. Es ist aber dies kein Brief, sondern eine eigentliche Nachricht für Dich, wie Dein Vater dachte, wenn ich einst nicht mehr da sein sollte.“

Wenige Wochen später war Scharnhorst nicht mehr.

Ewald von Kleist.

Geboren am 7. März 1715.

Der Name Ewald von Kleist erweckt bei seiner Nennung in uns nur eine Erinnerung: das Gedächtnis seines Todes in der Schlacht bei Munsdorf. Schon ist dieser Kleist allenfalls eine Erinnerung aus der Literaturgeschichte. Seine Kainbilder, wie das Gedicht „Der Frühling“, bedeuteten in ihrer Zeit gewiß viel, und um 1750 war er eine der wenigen literarisch wertvollen Erscheinungen. Aber als Dichter ist Kleist uns heute nur noch historisch interessant, als ein Vorbereiter. Halb gehört er zu den spielerischen Anakreontikern, neben seinem Freunde Gleim; halb zu den Schweizern um Bodmer, die, wenn auch in einer sentimentalischen Art und Weise „zur Natur“ zurückzuführen suchten. In sein Naturempfinden ist unbedingt echt. Aber seine Dichtungen geben uns heute gar nichts mehr, und wenn man seiner gedenkt, gewahrt es auf dem Umwege über das tragische Ende seines Dichters- und Soldatenlebens.

Dieser erste Dichter, den das alte pommerische Geschlecht der Kleist hervorgebracht, wurde am 7. März 1715 auf dem Stammschloß Jellbin Pommeren geboren. Seine Eltern hatten ihn für die juristische Laufbahn bestimmt, trotzdem er von Anfang an mehr Liebe zu den schätzenswerten Studien zeigte. Aber dann veranlaßten ihn widrige pekuniäre Verhältnisse, gegen seine Neigung, um der ruhigeren Karriere willen, der Anregung hochgelehrter Verwandter zu folgen und in die dänische Armee einzutreten. Vier Jahre, bis 1740, diente er dort, als eine Verordnung Friedrichs II. ihn nach Preußen zurückrief. Als Sekonde-Leutnant kam er ins Regiment 35 nach Potsdam, das damals „das Aussehen einer großen Kaserne bot“. Der Dienst unter des Königs Augen war pedantisch streng, und Kleist fühlte sich in ihm wenig wohl. Sein Wesen stieß hart gegen den Geist des Preussentums, der ja niemals sehr für's „Poetische“ war, und die Kameraden sagten ihm wenig zu.

Da lernte er 1743 Gleim kennen, der damals Sekretär bei dem Prinzen Schwedt war. Kleist war in einem Duell verwundet worden. Gleim hörte von der Geschichte bei Tafel, eilte zu dem Kranken und befreundete sich bald mit dem jungen Offizier. Ja, er rettete ihm auf eine sehr lustige Weise das Leben. Kleist litt sehr an seiner vernarbenden Wunde, und Gleim las ihm vor. Bei einer solchen Gelegenheit, da Gleim eines seiner kleinen scherzhaften Lieder las, geriet Kleist in's Lachen, und infolge einer jähen Bewegung sprang die Wunde auf. Das war ein Glück, da sich bereits kalter Brand einzustellen drohte. Von dieser Zeit datiert die innige Freundschaft zwischen den beiden Männern. Gleim war es, der die poetische Gabe in dem preussischen Leutnant entdeckte und ermunterte, und er brachte Kleist auch mit andern literarisch interessierten Menschen zusammen. Seitdem war das Leben Kleists, der eine schwere melancholische Natur war, noch zwiespältiger. Unter seinen Kameraden galt es als „eine Art Schande, Dichter zu sein“, und der

Garantfondienst war ihm zuwider. Immer wieder dachte er daran, sich aufs Land, in eine Oberforstmeisterstelle, zurückzuziehen.

Als der Siebenjährige Krieg losbrach, jubelte er vor Freude, endlich nicht länger in Potsdam stillsitzend zu müssen, und wünschte sich nichts sehnlicher, als „200 Mann kommandieren zu dürfen und von 2000 Oesterreichern angegriffen zu werden“. Anfang 1757 war der Dichter, dessen Name allmählich solchen Klang gewonnen hatte, daß selbst der König darauf Rücksicht nahm, Major geworden. Aber in den ersten Jahren des Krieges, in den er mit einer gewissen Todesahnung, ja mit Sehnsucht nach dem Tode gezogen war, gelangte er zu keiner Betätigung. Zu seinem Verdruß blieb er den großen Schlachten fern, bis der Tag von Munsdorf, der 12. August 1759, kam. Da der Kommandant seines Regiments fiel, mußte er es führen. Beim Sturm wird er an der rechten Wunde verwundet. Er ruft die Fahnen seines Regiments zu sich, greift den Regen mit der Linken und stürzt vor, bis ein Schuß auch die Linke trifft. Wieder ergreift er den Regen mit der bleibtesten Rechten, bis ihm in einem Augenblick, da der Sieg sicher scheint, eine Kariätschlinge das rechte Bein zerschmettert. Soldaten tragen ihn hinter die Front, wo er, als dann die Preußen fliehen müssen, hilflos liegen bleibt. So geriet er in die Hände der Kosaken, die ihn ausplünderten bis auf den nackten Körper und ihn an den Rand eines Sumpfes warfen. Am Abend fanden ihn russische Husaren und nahmen sich seiner an. Aber gegen Mordern mußten diese fort und wieder kamen Kosaken und raubten ihn nochmals aus. Erst am Abend dieses Tages fand man ihn und schaffte ihn nach Frankfurt a. d. O., wo er am 24. August starb. Seine Freunde Gleim, Bodmer, Lessing, Abbt widmeten ihm Nachrufe, und zu Lessings „Tellheim“ soll er die edelsten Charakterzüge geliefert haben. Er hatte gefunden, was er sich in einem Gedichte gewünscht:

„Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir, o Himmel
Einker vor wenig Helden ziehn!
Ich seh dich, stolzer Feind, den keinen Haufen Lieb'n
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Gemüth.“

Musik.

Königliches Opernhaus: „Die sieben Raben“. Märchendichtung von Hans Joachim Moser; mit der Musik zu „Cunantje“ von Weber. Weber hat an der Schnur Wagner zu werden, hat Peter Cornelius einmal gesagt. Im Hinblick auf „Cunantje“ stimmt dies Urteil; denn die Musik zu ihr verrät die Merkmale des späteren Wagnerischen „Musikdramas“, insofern solche sich in „Lohengrin“ offenbaren. Aber während hier ein Dichter-Komponist Text und Musik aus einem Geiste erschuf, war Weber auf das Libretto eines anderen angewiesen. Die im Kern miserable „Cunantje“-Dichtung der Chezy war Schuld daran, daß das Werk in Vergessenheit geraten war. Dies Los verdiente nun die geradezu herrliche Musik ganz und gar nicht. Alle Versuche jedoch, das Libretto zu verbessern, scheiterten.

Wie nun, wenn es gelänge, der Musik eine neue Dichtung unterzulegen? Dies Wagner hat jetzt ein junger Poet, namens Moser, unternommen. Das Märchen von den sieben Raben schien ihm als der geeignetste Vorwurf. Und der starke Erfolg, den es mit der Curnantje-Musik bei seiner Uraufführung am Freitag davontrug, bestärkt uns in dem Glauben, daß Moser einen glücklichen Griff getan. Im Bestreben psychologischer Vertiefung ersand er sich allerdings auch einige Personen und Motive. Verbindung war, daß nichts von der Musik geopfert würde und daß Wort und Handlung ihre sich so organisch als irgend denkbar anschmiegte. Uns deutet diese Absicht sei Moser gelungen, selbst dann, wenn man der Meinung wäre, als habe er dem schlechten Märchen Gewalt angetan.

Das Werk erfreut dekorativ, gefanglich und darstellerisch eine erlebte Aufführung. Die Damen: Hafren-Baag (Spinnein), Keffler-Budard (des Königs Weib), Cläre Dux (See) und die Herren: Bischoff (König), Unkel (Königsohn) leisteten Schönes; nicht minder das Orchester unter Leo Blech. Warum man aber zwei so geschmacklose Puppen als Kinder der Spinnein vorführen mußte, bleibt rätselhaft. ek.

Kleines Feuilleton.

Der Kohlenverbrauch der Gasanstalten.

In der letzten Sitzung der Deutschen Beleuchtungstechnischen Gesellschaft machte Geheimrat Frank, einer der Senioren der deutschen chemischen Wissenschaft, einige interessante Mitteilungen über die Benutzung englischer Kohle durch die deutschen, speziell

vom Hörenjagen,“ fügte er spöttisch hinzu. „Ich weiß nicht, ob Frau Sörensen erlaubt, daß Susanne heut nacht hier bleibt, da sie ohne Logis ist? Die beiden Damen könnten vielleicht zusammen im Bett schlafen, dann leg ich mich auf die Chaiselongue? Oder auch — wenn Frau Sörensen vorziehen sollte?“ Er grinste verständig.

„Ne, ich werd den Teufel tun, ich mag nicht zusammenliegen mit so 'nem Streifbrecher,“ erwiderte Susanne ausgebracht. „Ja, gaffen Sie nur, ich weiß recht gut, was Sie für eine Findl! So 'ne Großmutter, die ihrem Mann fortgelaufen ist. Psiu!“

Frau Sörensen antwortete nicht. In Eile zog sie ihre Sachen an und eilte hinaus, öffnete die Entreetür und stürzte die Treppe hinab.

„O, Susanne, süßes Puppchen, renn runter und laß sie hinaus. Ich selber getrau mich nicht.“

„Z, die Haustür ist ja offen,“ antwortete Susanne zärtlich und schlüpfte aus den Kleidern.

Frau Sörensen lief sinnlos geradewegs durch ein paar Straßen und kam nach Körrebold; hier brach sie auf einer Bank vollständig zusammen vor Müdigkeit. Gin und wieder durchlief ein heftiges Zittern ihren Körper, aber sie fühlte das nicht, sie schlief. Als sie erwachte, sah eine Mannsperson neben ihr; er hatte den Arm hinter ihr auf die Banklehne gelegt, als ob er zu ihr gehöre, und bemühte sich, unbemerkt die Hand unter ihre Taille auf die Brust gelangen zu lassen. Mit einem Schrei fuhr sie auf, und er schlich fort.

Dann ging sie matt weiter und wagte nicht, sich wieder zu setzen, aus Furcht, ausgeplündert zu werden; sie schlief im Wehen. Die Arnie wandten unter ihr.

Ein Herr strich dicht vorbei und sah ihr ins Gesicht. Und dann kam er von hinten neben sie, steckte seinen Arm unter den ihren und erklärte ihr seine Liebe. Es durchnähte sie vor Schred bei dem Worte Liebe. Lieben — das Widerwärtigste von allem! Daß sie das doch nie wieder loswerden konnte, so todmüde wie sie war! Dieses Wort klang, als ob jemand mit einem Hammer auf ihren kranken Kopf schlug. Sie weinte wimmernd vor Schlassheit und Qual, stürzte davon, ohne den Herrn anzusehen oder zu antworten, konnte ihn aber nicht abschütteln. In ihrer Verzweiflung lief sie zu einem Herrn, der drüben auf der anderen Seite des Boulevard ging, und bat ihn, ihr den zudringlichen Menschen vom Gasse zu schaffen.

(Fortf. folgt.)

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Mesjö.

Die Zeit schlich hin; sie war in der Nacht nicht im Bett, sondern sah auf dem Stuhle und starrte. Von Zeit zu Zeit kam ein Mädchen oder der Hausknecht ins Zimmer, stellte sich erlaubt, daß sie immer noch da war, verrichtete irgend etwas in herausfordernder Art und ging wieder. Sie geradete auf die Straße zu werfen, wünschte oder wagte man nicht.

Und so blieb sie sitzen, hartnäckig. Niemand sollte es mit ansehen, daß sie ihrer Pflicht untreu wurde oder aus dem Wege ging. Einen einzigen Augenblick sah sie sich über dunkles, plätscherndes Wasser gebeugt stehen, aber dieses Bild wich schnell vor anderen, helleren.

Hier und da nagte der Hunger an ihr, so daß Herz und Zwerchfell ihr weh taten. Aber der Hunger kam wie etwas Lichtes und brachte Kunde von jenen Zeiten, als sie die Kraft im Hause war und es den Jhren ganz armfelig ging. Es brütelte und prasselte in der Bratpfanne, und das glühende Fett bespritzte ihre nackten Arme: Pferdefleisch, in Pferdefett gebraten. Und aus ihren Augen fielen Tränen hinab. Just so brannte es in der Herzgrube! Aber der Duft war belebend, und neben ihr stand ein kleiner Junge und hüpfte ungeduldig. Ihr selbst wurde der Mund wässrig, und sie spürte Wohlgeschmack und war glücklich darüber, geschafft zu haben; aber wenn sie und der Junge aßen, weinte sie wieder bei dem Gedanken an den Augenblick, wenn nichts mehr da sein würde. Das waren die glücklichen Zeiten mit den Kämpfen und Qualen für eine Wirklichkeit, für die Erhaltung des Heims. Damals fehlte ihr nichts, und sie genoß es wie einen Sieg, so oft es ihr gelang, den Hunger einen oder zwei Tage fernzuhalten.

Und dann die Angst, daß ihm etwas zustoßen würde, die sie zittern ließ, wenn sich zur Nachtzeit ein Wagen näherte! Und die Freude darüber, ihn zu sehen, völlig betrunken vielleicht, aber atmend und mit gesunden Gliedern! Auch das war ein Glück, so armfelig es auch erscheinen mochte.

Doch dann folgte das Unbegreifliche: seine merkwürdige, plötzliche Befehung, der Fortschritt zu Hause — dieses wirklich große Glück, das zu ertragen sie nicht vermocht hatte, wie ihr ein vages Gefühl jetzt sagte. Sie war erschläft, hatte das

Interesse für das Wohl des Heims verloren; das seltsame Ereignis, daß er ordentlich wurde und selber den Haushalt aufrechterhielt, hatte sie geradezu krank gemacht.

Sie hatte ihm das Ganze überlassen, ihm dabei entgegen gearbeitet und sich dazu aufgeschraubt, unsinnige Ansprüche an seinen Charakter zu stellen — warum, begriff sie nicht. Was machte es wohl aus, wenn er ein bißchen Wirtschaft spielte, da er ja sein Abstinenzergelübde streng befolgte! Das war ja gerade das Müßbrende. Aber sie hatte ihn nur geliebt, solange er ein Vieh war, — so war sie nun einmal. Und wie garstig, schlecht und ungerecht war sie gegen ihn gewesen, — alles aus dem Bedürfnis nach Liebe heraus. Denn Liebe war etwas Böses, Garstiges, darum wurde sie dadurch bestraft, daß sie nie zu ihm zurückkehren durfte, zu ihm, der ihr nichts Böses wünschte, sondern nur mild und gut war. —

Zwei Tage waren verstrichen, und die Nacht verrann, ohne daß Frau Sörensen es merkte; sie hatte kein Licht angezündet, sondern begnügte sich mit dem Schein von draußen; sie mußte unklar, daß es über Mitternacht war, denn die eine Reihe der Laternen war ausgelöscht worden.

Mit geschlossenen Augen, in milder Gemütsstimmung, sah sie da. Die Liebe ihrer Jugend mit ihrer Erwartung und ihren Stelldichein war an ihr vorübergeglitten, und sie fühlte, daß sie eine glückliche Jugend — ein glückliches Leben überhaupt verbracht hatte.

Jetzt hörte sie, wie ein Schlüssel ins Entreeschloß gesteckt wurde, und vernahm schleichende Tritte; dann wurde ihre Türflanke niedergedrückt. „Nun kommt er,“ dachte sie mit einem Lächeln. Sie war zu tief in ihren Träumereien, sich klarzumachen: Wer; auch der Haß war fort und die Angst vor der Schande; ihr war zumute wie dem, dem ein glücklicher Traum in Erfüllung geht.

Agent Jochimsen ging gleich an den Tisch und zündete Licht an. Er piffte gemächlich, aber plötzlich gewahrte er Frau Sörensen drüben in dem Lehnstuhl und hielt mit einem Stuch inne.

Ein junges Weib vom Fabrikmädchenstypus hatte sich inzwischen draußen im Entree vorwärts gelastet und trat jetzt ein. „Da haben wir die Befehung!“ rief sie, als sie ihre Nebenbuhlerin bemerkte.

Frau Sörensen erhob sich schnell, als sie das junge Mädchen sah.

„Meine Schwester, Frau Sörensen,“ jagte der Agent hastig, „und dies ist Susanne. Sie kennen sich ja beide schon

norddeutschen, Gaswerke, für die sich infolge der billigen Seetrachten die Beschaffung der englischen Kohle wesentlich billiger gestellt hat als der Bezug aus den ober-schlesischen und westfälischen Bergwerksrevieren.

Die Förderung des gesamten Steinkohlenbergbaues Deutschlands im Betriebsjahre 1913 betrug rund 19 1/2 Millionen Tonnen, von denen 8 1/2 Millionen Tonnen ausgeführt wurden nebst 8 1/2 Millionen Tonnen Koks, die rund 6 Millionen Tonnen Steinkohle entsprachen. Ferner wurden noch 2 1/2 Millionen Tonnen an Steinkohlenkoks ausgeführt, so daß die für die Ausfuhr geförderten Steinkohlen sich auf 45 1/2 Millionen oder 24 Proz. der Gesamtförderung belaufen. Eingeführt wurden nach Deutschland 10 1/2 Millionen Tonnen, und zwar hauptsächlich englische Kohle.

Die deutsche Gasindustrie erzeugte im Betriebsjahre 1913 3160 Millionen Kubikmeter Gas, wozu bei einer durchschnittlichen Ausbeute von 300 Kubikmeter pro Tonne rund 10 3/4 Millionen Tonnen Steinkohle verbraucht wurden, ein Betrag, der 5 1/2 Proz. der deutschen Gesamtförderung entspricht, freilich zu einem nicht unerheblichen Teil, wenigstens in den norddeutschen Gasanstalten, aus englischer Kohle gedeckt wurde. Die Berliner hädtischen Gaswerke zum Beispiel, wohl die größte Gasanstalt Deutschlands, die 917 000 Tonnen Steinkohle im Betriebsjahre 1913 vergasteten, entnahmen nur 270 000 Tonnen deutschen Werken, während 647 000 Tonnen oder 73 Proz., also fast drei Viertel des Betrages, englische Kohle war. Noch ungünstiger in bezug auf die Benutzung deutscher Kohlen stellt sich das Resultat in den Charlottenburger hädtischen Gaswerken, wo 193 800 Tonnen Steinkohlen im Betriebsjahre 1913 zur Vergasung kamen. Hiervon waren 161 200 Tonnen, nicht weniger als 84 1/2 Proz., englische Kohle und nur 29 600 Tonnen oder 15 1/2 Proz., kaum mehr als der 7. Teil waren den deutschen Bergwerksrevieren entnommen. Einen Vorwurf, etwa gar wegen unpatriotischen Verhaltens, kann man allerdings den Gaswerken, die mit dem Gelde der Steuerzahler zu wirtschaften haben, hieraus gewiß nicht machen, denn die englische Kohle kostete sich Solo Charlottenburger Gaswerk auf 16,46 M. pro Tonne, die ober-schlesische dagegen auf 15,38 M., und die westfälische gar auf 22,59 M., und für Berlin werden die Preise und Preisdifferenzen wohl ähnliche gewesen sein. Freilich kann sich jetzt zur Kriegszeit durch das plötzliche Abschneiden der englischen Zufuhr für manches hädtische Gaswerk eine gewisse Verlegenheit ergeben, wenn die deutschen Werken besonders erschwerte Bedingungen für die Lieferung des nötigen Quantum Steinkohle stellen.

Aber ganz abgesehen davon, daß eine zunehmende Bekundung der Großstädte auch ein erhebliches öffentliches Interesse darstellt, sind die bei der Gasproduktion gewonnenen Nebenprodukte auch für die Kriegswende von großer Wichtigkeit, worauf natürlich nicht näher eingegangen werden kann. Deshalb dürfen den Gasanstalten, wie Franz meint, unnötige Schwierigkeiten beim Bezug der Steinkohlen keineswegs gemacht werden.

Zur Geschichte des Kriegsbrot.

Das Kriegsbrot ist durchaus keine neue Erfindung, sondern schon von alters her in manderlei Formen bekannt. Was war es anders als eine Kriegs- oder Notstandsmaßregel, wenn die Israeliten beim Auszug aus Ägypten, weil es an Zeit gebrach, ungedauertes Brot kafen? Aber nicht nur von der Mälzerei zu unvollkommenen Vud- und Wählverfahren, sondern auch von „Stredungen“ des Weizenmehls wissen Geschichte und Völkerkunde zu berichten. Hoff unübersehbar ist die Reihe der Zulage, die sich das Getreide in Kriegszelten und nach Mähen gelassen lassen mußte. Die Not zwang die Menschen, nicht nur zerkleinerte Hülsenfrüchte, Nohkstanien, Maronen, Eichen, Buchedern und Wurzelstücke verschiedener Kornkulturen mit dem Brotkorn zu vermahlen, sondern dem Mehl sogar unverdauliche Stoffe, wie zerbundene Baumrinde, Ton und Intulorinerde, beizumischen, wie dies in Deutschland während des Dreißigjährigen Krieges im nördlichen Schweden und in Finnland bis in die neueste Zeit hinein geschah. Nennlich weit zurück reichen auch die Versuche, aus Kartoffelmehl Badweil herzustellen. Kluden aus getriebenen Kartoffeln waren in einigen Gegenden schon im 17. Jahrhundert bekannt. In Savoyen begann sich um 1750 ein zweckmäßiges Kartoffelgebäck einzubürgern.

Tamals suchte man namentlich in Frankreich eifrig nach einem Ersatz für das Brotgetreide, das der häufigen Arzige und uneren Unruhen wegen nicht immer in genügender Menge angebaut werden konnte und auch vielfach mihriet. In einer 1773 erschienenen Schrift des Apothekers Parmentier, betitelt: Examen chymique des pommies de terre (chemische Untersuchung der Kartoffeln), sind einige Vorkorrichtungen angegeben. Ein Preis, den die Akademie der Wissenschaften in Vefangon für die Kautschmachung von Nuyplanzon ausgefetzt hatte, die in Zeiten der Teuerung an die Stelle des Getreides treten könnten, wurde diesem begeisterten Fätsprecher der damals noch als giftig vertriebenen Kartoffel für eine von ihm eingereichte Denkschrift zuerkannt, in der er gleichfalls ein aus dem Vodenfay getriebener Kartoffeln zubereitetes Brot empfahl. Auch sonst trat Parmentier in Wort und Schrift für die Beimengung von Kartoffelmärke zum Brotmehl ein. Dadurch wurde sein Name so bekannt, daß Keider seinen Ruhm durch den Vorwurf zu verkleinern suchten, er habe ihnen seine Vordrähle entlehnt. Das damalige Kartoffelbrot war jedoch weder schmackhaft noch befömmlich, auch stieß seine Herstellung auf Schwierigkeiten, da die Kartoffel zu wenig von dem zur Teigbildung erforderlichen Kleber enthält. Günstigstenfalls gelang es, Kartoffelmehl zu einem lichenähnlichen Gebäck zu verarbeiten. Besseren Erfolg hatten die Vadorfuche mit Gemüthen von Kartoffel- und Getreidemehl. 1786 ordnete ein französischer Verwaltungsbearbeiter an, daß in seinem Dienstbereich bei Getreideknappheit Kartoffelmärke unter das für die wider bemittelte Bevölkerung

Bestimmte Mehl gemischt werden müsse. Das auf diese Weise bereitete Brot darf als das erste Kriegsbrot in unserem Sinne gelten. A. H.

Notizen.

— Musikchronik. Mähls „Josef“ geht am Mittwoch im Deutschen Opernhause zum erstenmal in Szene.

— Vorträge. Am 11. d. M., abends 8 Uhr, hält in der Landwirtschaftlichen Hochschule, Hölfaal 6, Dr. Ramm, Assistent am Königl. Zoolog. Museum, einen Vichbildervortrag über seine vorjährige Reise nach Südrufland und der Türkei. Eintritt frei.

— Eine neue Handelshochschule, die Werte in Preußen und die Siebente in Deutschland, wird im nächsten Semester in Königsberg eröffnet.

— Kriegssammlung der Kgl. Bibliothek. Die Kgl. Bibliothek in Berlin ist schon seit Anfang des Krieges bemüht, eine möglichst vollständige Sammlung der die Zeitereignisse betreffenden Drucksachen anzulegen, um der Nachwelt ein lebendiges Bild der großen Zeit zu übermitteln. Sie richtet an alle, die dazu in der Lage sind, die Bitte, ihr bei der Sammlung von Drucksachen über den Weltkrieg behilflich zu sein und ihr geeignetes Material zugehen zu lassen.

— Kundgebung an den Krieg. Die Statistiken der Pariser Stadtbüchereien weisen eine auffällige Zunahme der entliehenen Bücher auf. In den ersten Monaten des Krieges, im August und September, war Paris so feierhaft erregt, daß man nur die täglichen Berichte der Deereileitung las. Die Zahl der ausgeliehenen Bücher ging in dieser Zeit bei den Stadtbibliotheken auf unter 40 000 zurück. Im Januar aber war die Zahl auf 112 000 gestiegen, und diese Ziffer ist beträchtlich höher als die in dem entsprechenden Monat der Jahre 1913 und 1914. Sie steigt seitdem noch weiter. Da die meisten dem Pariser vertrauten und gewohnten Unterhaltungen fehlen, da die Cafés und Restaurants sehr früh schließen, so muß er seine Abende in der Stille seines Heims verbringen und sucht sich die Langeweile durch Bücher zu vertreiben. Im 20. Bezirk, wo fast nur Arbeiter wohnen, ist die Ausleiherziffer am stärksten gestiegen, während der 1. Bezirk, in dem die Gebildeten überwiegen, die geringste Ziffer in der Statistik aufweist.

— In dem Briefe eines belgischen Soldaten, den wir am Freitag mitteilten, ist gleich zu Beginn ein Satzfehler entstanden. Der Brief muß natürlich beginnen: „Es liegt nicht an dem Charakter der Soldaten dieser oder jener Nation...“



Salem Aleitum Salem Gold Zigaretten

für unsere Krieger durch die Feldpost

Preis Nr. 3 1/2 4 5 6 8 10
3 1/2 4 5 6 8 10 Pfg. d. Stck.

20 Stck. Salem Zigaretten Portofrei!
50 Stck. Salem Zigaretten 10 Pf. Porto!

Orient Tabak- u. Cigaretten-Fabr.
Yenidze, Dresden Jnh Hugo Zietz,
Hoflieferant S. M. d. Königs v. Sachsen

H. & P. Uder, Berlin SO. 16, Engel-Ufer 5.
Tabak-Großhandlung und Tabakfabrik.
Spezialität: Nordhäuser Kautabak von G. A. Hanewacker, Grimm & Triepel.
Stets frisch zu den äußersten Engrospreisen.
Amt Moritzpl. 3014.

Zur Einsegnung

Schwarze und blaue Anzüge
Cheviot, Cambram-Cheviot, Tuch-Kambram, Caracraw, Melton-Cheviot, je nach Güte
M. 11.- 15.- 17.- 20.- 30.- 36.- 40.- 45.-

Prüfungs-Anzüge
neueste Stoffe, große Farben- und Musterauswahl
M. 10.- 14.- 18.- 21.- 26.- 31.- 35.- 38.- 40.-

Sehr preiswert Oberarmen, Kragen, Vorhemden, Manschetten, Handschuhe, Hüte, Kravatten, Hosenträger u. s. w.

Jeder Käufer eines Einsegnungs-Anzuges erhält reizende Beigaben.

Schwarze Kleidung für Herren

Röcke und Westen	27.-	33.-	40.-	50.-
Abend- u. Theater-Anzüge	40.-	60.-	80.-	
Gehrock-Anzüge	40.-	55.-	65.-	85.-
Frack-Anzüge	40.-	60.-	70.-	90.-

Boer Sohn

Spezial-Haus größten Maßstabes für Herren- u. Knaben-Kleidung

Berlin - (gegründet 1891)
Chausseestraße 29-30 | Brückenstraße 11
Gr. Frankfurter Str. 20 | Schöneberg, Hauptstr. 10

Sonntag nur von 12-2 geöffnet

Sonntag nur von 12-2 geöffnet

Spezialhaus für solide Teppiche

Prachtstücke 6.-, 10.-, 20.- bis 800.- Mark

Portieren, Möbellestoffe, Schlafdecken, Gardinen, Steppdecken, Wolldecken (fürs Feld)

Deutsches Teppichhaus

Emil Lefevre

Berlin S Oranienstr. 158

Spezialkatalog kostenlos und portofrei.

Offene Füße

Krampfadergeschwäre. auch veraltete u. sehr empfindsame Leiden, unruhig, Jucken, schmerzhafto Wunden, Entzündung heilt ohne Nachteil laut vielen Erfolgsberichten die echte „Olinda-Salbe“. Absolut milde naturgemäße Wirkung; überaus wohltuend. Dose M. 1.- u. 2.50. Otto Reichel, Berlin 43, Eisenbahnstr. 4.

Nervölz

Störungen und Erregungszustände, Schlaflosigkeit, nervöse Herzbeschwerden. — **Reichels „Goldment“**, ein ungemein beruhigendes schlammwirkendes Spezifikum, die natürlichste Medizin für die Nerven. Fl. 1,25 u. 2 Mark. Otto Reichel, Berlin 43, Eisenbahnstraße.

Spezialarzt

Dr. med. Wockentuf, Friedrichstr. 125, (Oranienb. Tor) für Syphilis, Harn- u. Frauenleiden — Ehrlich-Hata-Kur (Dauer 12 Tage) Blutuntersuchung, Schnells, sichere schmerzlose Heilung ohne Beruhigung, störende Teilzahlung. Sprechstunden 11 1/2-2 u. 5 1/2-8

Moebel Boebel Berlin's Moritzplatz 58



Schlafzimmer

echt Eiche angeputzt M. 315.-
1 Stuhlbank M. 60, 1 Waschkommode M. 60, 1 Spiegelkasten M. 15, 1 Bettstellen M. 20, 2 Nachttische M. 40, 1 Stuhl M. 14, 1 Nottisch extra M. 60

Wohnzimmer

schlossbar, lara. M. 278.-
Kleiderapfel M. 20, 4 Stühle M. 20, Truhen M. 20, Anrichte M. 20, Vertiko M. 20, Moquette M. 20, 1 Tisch extra M. 20

Frachtfrei durch ganz Deutschland. Verkauf im Fabrikgebäude. 11. Etage, 1. Jahre Garantie, ungründl. 1913. Musterbuch gratis. Uffiziat: 8-2, Sonntags 12-2.



Spezialität: Ein- und Zweizimmer-Einrichtungen

Möbel-Kredit

Große Auswahl
Bequeme An- und Abzahlung

Möbel-Lechner

Brunnenstr. 7
II. Geschäft: Müllerstraße 171.

Sonntags 12-2 geöffnet.

Möbel-Angebot.

Solide Möbelfirma liefert Spezial-Ein- und Zweizimmer-Einrichtungen sowie Einzelmöbel gegen mäßige Anzahlung bei kleiner Anzahlung und geringen monatlichen Ratenzahlungen. Offerten Z. 3 an die Expedition des „Normals“. Keine Kassierer. Größte Kulanz.